Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 38 (2012)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Swiss Journal of Sociology, 38 (3), 2012, 479–493

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Gerhard Wagner and Gilbert Weiss (Eds.): A Friendship That Lasted a Lifetime. The Correspondence between Alfred Schütz and Eric Voegelin. Transl. by William Petropoulos. Columbia/London: University of Missouri Press. 2011. xi + 242 p.

Relevanzen eines lebenslangen Dialoges über das Problem der Relevanz

Im Rahmen seiner Darlegungen zur raumzeitlichen Strukturierung der Lebenswelt unterscheidet Schütz zwei Formen von Intersubjektivität unter Zeitgenossen. Auf der einen Seite diejenige zwischen Mitmenschen, die Zeit und Raum miteinander teilen und in direkter, unmittelbarer Kommunikation von Angesicht zu Angesicht leben; auf der anderen Seite diejenige Form der Intersubjektivität zwischen Nebenmenschen, die (aktuell) keinerlei Gemeinsamkeit von Zeit und Raum teilen und insofern lediglich indirekt miteinander kommunizieren können. Zu diesen indirekten Kommunikationsformen gehört die briefliche Korrespondenz der heute nur noch selten gepflegten Form des freundschaftlichen Gesprächs. Jenseits des gedanklichen Austausches im engeren Sinne ermöglicht das wechselseitige Schreiben hier die Chance, Deutungsmuster und Interpretationsrelevanzen des Briefpartners nachzuvollziehen und so dem ‹Geist› des Denkens des oder der jeweils Anderen auf die Spur zu kommen. So liegt mit der nun auch in englischer Sprache zugänglichen Korrespondenz zwischen Alfred Schütz und Eric Voegelin ein bedeutendes Freundschaftsdokument vor.

Die vorliegende, von Gerhard Wagner und Gilbert Weiss herausgegebene Korrespondenz umfasst mit den Jahren von 1938 bis 1959 die gesamte Zeit des US-amerikanischen Exils beider Autoren. Dabei ist die englischsprachige Ausgabe eine gekürzte Fassung des bereits im Jahr 2004 erschienenen deutschsprachigen Korrespondenzbandes, der ebenfalls von Wagner und Weiss betreut wurde (Eine Freundschaft, die ein Leben ausgehalten hat. Briefwechsel 1938–1959. Konstanz: UVK 2004). Die von William Petropoulos übersetzte englische Ausgabe wurde um zahlreiche Briefe gekürzt, wobei für die 88 abgedruckten Briefe die historischen und biographischen Anmerkungen der Herausgeber übernommen wurden. Eine Übersicht über die abgedruckten wie nicht berücksichtigten Briefe findet sich unter Angabe der jeweiligen Seitenzahlen des deutschsprachigen Originals im Anhang des vorliegenden Bandes (211–225). Von den zum Abdruck kommenden Briefen stammen 47 von Voegelin und 41 von Schütz. Über deren Auswahl informieren die Herausgeber im Rahmen ihrer Einleitung lediglich dahingehend, dass diejenigen Briefe zum Abdruck kommen, "that are important for an understanding of the two thinkers' discussion of the philosophical and sociological issues that played a role in the development of their own theories" (6). Ungeachtet dieser Fokussierung

finden sich in den wiedergegebenen Briefen vielfältige Hinweise auf zeitgeschichtliche wie biographische Umstände, Kommentare zur historischen und politischen Situation sowie Beschreibungen des akademischen Feldes, die einen Eindruck von den wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen der Exilanten in jenen Jahren vermitteln. Aus den Briefen stechen unter theoretisch-systematischen Aspekten diejenigen heraus, die den beiden Freunden zu längeren Abhandlungen geraten oder die zumindest ausgearbeitete Überlegungen enthalten. Das gilt für Voegelins Briefe an Schütz vom 17. September und 28. Dezember 1943, vom 17. September und 6. Oktober 1945, vom 7. November 1949, 30. April 1951 und vom 1. und 10. Januar 1953 sowie für Schütz' Briefe vom 11. November 1943, vom 12./15. April, 9. September und 20. Oktober 1945, vom 1. November 1949 und 22. April 1951 sowie vom November 1952. In Aufnahme des von den Herausgebern angegebenen Auswahlprinzips lassen sich in diesen Briefen relativ umstandslos drei großen Themenkreise identifizieren, um die der Briefwechsel zwischen Schütz und Voegelin zentriert ist: Das sind *erstens* die Reaktionen beider auf Husserls *Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie* aus dem Jahr 1936; *zweitens* die Diskussion von Schütz' Aufsatz *On Multiple Realities*, der 1945 veröffentlicht wurde, und schließlich *drittens* die Debatte über das Konzept der «Relevanz», dem sowohl in Schütz' als auch in Voegelins Werk zentrale Bedeutung zukommt.

Schütz wie Voegelin waren mit den Arbeiten von Husserl vertraut und die Diskussionen beider über dessen Philosophie reichen in die gemeinsamen Wiener Jahre zurück. Darüber hinaus hatte Schütz selbst den Wiener und Prager Vorlesungen beigewohnt, die der Publikation der ersten beiden Teile von Husserls Krisis-Schrift im Jahr 1935/36 vorausgingen. Die Diskussion ihrer beider Lesarten dieser Schrift, die im Herbst 1943 im Anschluss an ein Wiedersehen brieflich fortgesetzt wird, überrascht insofern nicht (46, 47 f., 49).

"The overall impression is magnificent", so Voegelin. Eine "Olympian atmosphere" beeindruckt ihn ebenso wie der "masterly command of the material" (30). Gleichwohl hält er fest: "This essay disappointed me, just as Husserl's other works have" (31). Seine Einwände beziehen sich im Kern auf vier Aspekte. Er kritisiert erstens Husserls "Victorian idea of history" (31), die sich ausschließlich auf die europäische Philosophie beziehe (31). Mit dieser Rezeptionsbeschränkung verbinde sich, so Voegelin, zweitens eine teleologische Entwicklungsperspektive, die sogar weit hinter Hegels Geschichtskonzeption zurückfalle (32 f.). In unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Einwand steht drittens seine Kritik an Husserls Deutung der transzendentalen Philosophen als "functionaries of modern philosophical humanity"; eine Deutung, die ihn unmittelbar an die "functionaries of the National Socialist Party" denken lässt (33). Voegelin stösst sich hier insbes. an der "messianic component" der Vorstellung von einem "final establishment" der transzendentalen Philosophie als einer "apocalyptic philosophical sect" (37). Viertens krisitiert Voegelin Husserls Darstellung und Interpretation der Philosophie Descartes' als fehlgeschlagener phänomenologischer Reduktion, insofern es, so Voegelins Votum, Descartes in seinen Meditationen weder um das epistemologische Problem der Objektivität der Welt ("the objectivity of the world is not an epistemological problem for him") (40), noch auch um einen Beweis der Existenz Gottes gegangen sei (41). Im Gegenteil, so Voegelin: "Descartes meditation is a meditation in the traditional Christian manner" (39). Dass Husserl die objektive Zuordnung zur Gattung der klassischen Devotionalienliteratur nicht realisierte, ist für Voegelin schlicht dem Umstand geschuldet, dass Husserl niemals selbst eine Meditation im Geiste Descartes' vollzogen habe, weshalb sein Werk über den Status einer "continuing prolegomena" nicht hinauskomme (42).

Schütz' Replik auf diese Kritik Voegelins konzentriert sich demgegenüber nicht auf eine historisch-politische und philologisch-

philosophiegeschichtliche Gegenlektüre, sondern sie versucht systematisch zu argumentieren und eine philosophische Debatte anzustrengen. Entsprechend identifiziert er in Husserls Argumentation eine historisch belehrte Rekonstruktion und Analyse philosophischer Probleme (51). Schütz rezipiert Husserls Analyse als Rekonstruktion der internen Logik der Genese des eigenen Denkens und damit als reflexive Analyse des eigenen philosophischen Problembewusstseins in systematischer und nicht in philologischer Absicht (52). Husserls Problem, so Schütz, "was not that of a historian", sondern eine Meditation "on the motives and the impulses which, first, moved him to philosophize and, second, which motivated him to philosophize over the one or the other specific problem in the one or the other foreshadowed style" (54). Entsprechend kann Schütz in Husserls Krisis-Schrift "an important contribution to the still-unsolved problem of relevance" identifizieren (59).

Der Austausch zwischen den Freunden über Schütz' großen Aufsatz *On Multiple Realities* greift im Kern zwei wichtige Topoi der späteren phänomenologischen Schriften von Schütz auf: die sinnhafte Integration der Lebenswelt und den pragmatischen Vorrang des Wirkens. Beide Themen werden anfangs von Voegelin als "summary of your position in *Sinnhaften Aufbau*" und als Analyse von "various levels of reality" (93) gedeutet. Diese auf Bergson ausgerichtete Lektüre von Schütz' Aufsatz lebt einerseits von einer ontologisierenden Lesart des Konzepts der Sinnprovinzen – worauf nicht zuletzt Voegelins Anmerkungen zur defizitären Einbeziehung des Integrationspotenzials des Biologischen ("feeding and digestion", 101) in die "spatio-temporal sphere" (100) hinweisen, andererseits amalgamiert Voegelin Schütz' Sinnprovinzen mit unterschiedlichen semantischen Zuschreibungs- und Legitimationsmodi strukturell differenzierter Lebens- und Kulturbereiche: "the question of the attribution of meaning in the political realm" (104). Auch die Tradition pragmatischen Denkens vermag Voegelin im Unterschied zu Schütz offenkundig lediglich mit einer rational-utilitaristischen Lesart zu verbinden (102 f.), wie er zugleich das Problem der Differenzierung von Graden der Bewusstseinsspannung als Frage nach Reflexionsmodi umdeutet (103 f.).

In seiner Erwiderung betont Schütz, dass Rationalität bzw. rationale Sinngebung (108) und pragmatische Motive alltäglich nicht so aneinander gekoppelt sind, wie in der Welt der Theorie, in der die Pragmatik an Relevanz einbüßt (106). Historische und kulturelle Phänomene wie bspw. Voegelins "political cosmion" (103 f.) sind für Schütz konzeptionell in der Wirkwelt inkludiert und bilden demzufolge keine separate Sinnprovinz. In dieser Hinsicht sind auch die Spannungsgrade der *attention à la vie*, so Schütz, nicht mit qualitativ unterschiedlichen Intensitätsformen zu verwechseln: "there can be full ‹attention à la vie,› which, however, requires no intensity of any kind when one buys bread at the baker's" (108).

Seinen Ausgangs- wie systematischen Kulminationspunkt findet der Briefwechsel zwischen Schütz und Voegelin in der Diskussion des Problems der Relevanz. Schütz' Erwähnung der Relevanzarten, "topical", "interpretative" und "motivational", im April 1951 umreißt insofern nicht nur ein drittes eigenständiges Thema der Korrespondenz (136). Denn mit dem Anschluss an die Debatte über das normative Profil der Relevanzen in Schütz' Deutung von Husserls Krisis-Schrift sowie an den Grundgedanken seiner Unterscheidung von mannigfaltigen Wirklichkeiten als Sinnprovinzen durchzieht dieses Thema die gesamte Korrespondenz. Und es ist das Relevanzproblem, das die zuvor bereits in der Husserl-Interpretation wie in der Deutung des Konzepts der "multiple realities" offenkundigen Differenzen zwischen den Freunden in nochmals pointierter Weise zu Tage treten lässt. Es handelt sich um Differenzen, die ihrerseits unterschiedlichen thematischen Relevanzen geschuldet sind.

Das gilt einerseits für die von Voegelin favorisierte ontologische Lesart einer Hierarchisierung von individuellen "preferences"

(152), deren Differenzierung von einem ethisch reflektierten Prinzip normativ durchzogen werde (153). Im Hintergrund dieser Analyse steht Voegelins Überzeugung, dass "the essence of philosophizing ... lie[s] in the interpretation of experiences of transcendence" (171). Demgegenüber stellt Schütz Individuen in ihrer alltäglichen Wirkwelt ins Zentrum seiner Analyse lebensweltlicher Strukturen. Während Schütz über eine Kritik an Husserl zudem das Problem der Intersubjektivität ins Zentrum einer phänomenologisch fundierten verstehenden Soziologie im Rekurs auf "social systems of relevance" stellt (157), kann Voegelin dieses aufgrund der Annahme primordialer Seinsverbundenheit ("unity of being", 148) – d. h. der Annahme der vorgängigen Einheit von Gott, Welt und Mensch – erst gar nicht identifizieren bzw. betrachtet es als Fehldeutung. Die in diesem Punkt offenkundig unüberbrückbaren Auffassungsunterschiede zwischen Schütz und Voegelin dokumentieren sich schön in den beiden folgenden Bemerkungen. So fragt Voegelin im Oktober 1952 Schütz: "I can understand it when a positivist ... believes that the problems of ethics and metaphysics are ‹Scheinprobleme›. But why do *you* do it?" (148 f.). Und Schütz antwortet: "My focus lies in an entirely different direction ... : I want to clarify the prescientific fields of interest from which ... our everyday actions in the social world seem to emerge independent of all higher values" (150). Schütz denkt konzeptionell von Differenz aus, während Voegelin umgekehrt Identität zum Ausgangspunkt wählt.

Das Problem der Relevanz erweist sich so in mehrfacher Hinsicht als der rote Faden der Korrespondenz zwischen Schütz und Voegelin – gerade auch für ein Verständnis von Schütz' Analyse von Husserls Krisis-Schrift und sein Konzept der mannigfaltigen Wirklichkeiten. Dieses Epizentrum der Korrespondenz selektiert Themenbereiche, akzentuiert Argumentationen und strukturiert so den reflexiven Diskurs einer «Freundschaft, die ein Leben ausgehalten hat».

Prof. Dr. Martin Endreß
Stefan Nicolae, M.A.
Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie
Universität Trier
54286 Trier, Deutschland

Burger, Marcel, Jérôme Jacquin et Raphaël Micheli (éds): La parole politique en confrontation dans les médias. Bruxelles: De Boeck. 2011. 224 p.

Dans un contexte où les scientifiques s'intéressant aux phénomènes médiatiques semblent constater une relégation et une dénaturation forte de la parole politique, l'ouvrage dirigé par M. Burger, J. Jacquin et R. Micheli tombe à pic. En effet, comme ces auteurs le soulignent fort bien, la politique tend à être envisagée médiatiquement comme trop sérieuse et se retrouve de plus en plus dissoute dans les programmes affichant une visée divertissante et favorisant la confrontation, voire la polémique qui marque les positions de façon bipolaire et rigide. Le pari consiste alors à mettre en lumière les logiques de fonctionnement du dispositif articulant ces trois dimensions (parole politique, discours de confrontation et médias) au travers de contributions usant de méthodes variées sur des corpus qui rendent compte, non seulement, de plusieurs canaux médiatiques relevant de genres différents, mais aussi de contextes nationaux multiples. Malgré une alternance entre sciences de la communication et sciences du langage – qui adoptent des focales *a priori* inverses (macrosociale et microlinguistique) – les articles disposent tous d'un même angle d'approche qui, d'une part, place le lecteur au cœur de la dynamique des conflits en considérant l'interaction communicative et, d'autre part, se concentre sur la matérialité langagière de la communication publique conflictuelle. Tour à tour, les auteurs de ce collectif tentent donc d'éclairer

une facette spécifique des discours et savoir-faire professionnels en la matière : ceux des politiciens et ceux des journalistes.

Dans son modèle, O. Turbide recense les ressources stratégiques discursives et interactionnelles de l'opposition à disposition des uns et des autres en situation d'entrevue ou de *talk-show*, ainsi que des procédés aggravants ou de conciliation. En s'attardant sur la performance d'un politicien québécois, l'auteur montre comment ce dernier concilie la protection constante des faces avec les contraintes de présentation de soi inhérentes aux différentes activités, au sein desquelles il projette des images de lui-même adaptées. Un excellent complément à ce modèle se situe dans l'analyse de la gestion interactive des émotions *dites* et *montrées*, effectuée par H. Constantin de Chanay, A. Giaufret et C. Kerbrat-Orecchioni qui se déprennent du présupposé selon lequel seules les opinions forment l'enjeu des débats et entretiens politiques. Au contraire, les émotions sont argumentables et peuvent devenir l'objet central d'une confrontation ; l'exemple connu sous le nom de la « saine colère » de Royal face à Sarkozy est bien documenté par les auteurs.

Au-delà de ces déclinaisons relatives à la gestion des confrontations, il paraît clair que les éléments évoqués remplissent une fonction de « spectacularisation » recherchée par les médias dans un but commercial. Ainsi, J. Desterbecq, en se focalisant sur le travail médiatique de configuration de l'activité polémique d'une émission belge, aux niveaux verbal et visuel, montre comment la priorité est donnée aux stratégies et au jeu politique, au détriment des questions de politique publique exigeant une composante argumentative. La « polémique de fond » aurait cédé la place à une « polémique de ton », purement formelle. Cette remarque n'est pas anodine, dans la mesure où ce travail médiatique et politique se fait toujours *pour* un destinataire qui se voit impliqué dans le dispositif et attribué « tout un spectre d'attitudes spectatorielles » (p. 154) et de fait, non citoyennes. À propos de cette question fondamentale des destinataires, J.-P. Dufiet étudiant la gestion communicationnelle du Président français dans le cadre de la « crise des subprimes » démontre de manière fine comment Sarkozy établit un « faux dialogue » avec les citoyens. Plus précisément, les deux émissions considérées s'adressent à deux destinataires incompatibles que sont, d'un côté, les manifestants de la crise et, de l'autre, ses électeurs de 2007. Son objectif est alors de répondre aux premiers sans changer les promesses faites aux seconds. Cet objectif est réalisé en déployant, au travers du dispositif des émissions et de son attitude, un effet d'« écoute démocratique » tout en maintenant du point de vue sémantique et argumentatif une opposition forte à l'égard des volontés de changement des manifestants : « alors que l'instance de l'opinion publique attend un changement de politique anti-crise, la communication du [Président] offre un changement de format télévisuel, comme si cette transformation de format masquait la continuité politique » (p. 196). Ces contributions mettent bien en évidence, comme le rappellent les auteurs dans l'introduction, les intrications étroites entre *instances médiatiques*, *instances politiques* et *instances citoyennes*, mais aussi l'importance de différencier les niveaux d'analyse contenus dans le travail médiatique. Il en va de même avec l'article de V. Delmas et A.-C. Fiévet qui aborde également une intervention de Sarkozy, mais dans un contexte « impromptu », sur une radio « jeune » à orientation musicale où le politicien se confronte à un milieu avec lequel il est déjà en confrontation par ailleurs, mais qu'il doit convaincre. Si il maintient une « distanciation » fortement marquée et réciproque avec les animateurs, susceptible de déclencher la polémique, il établit tout de même une certaine « connivence » avec les auditeurs. Aussi, l'émission, dans ses adaptations formelles pour l'occasion, semble avoir tout mis en œuvre pour éviter le moindre débordement (pas d'interventions directes d'auditeurs, diffusion un samedi matin, etc.).

En outre, ce pan spectaculaire tend à mettre de côté le rôle de porte-parole du journaliste qui devrait relayer les questions

d'intérêt général. Même dans le genre de l'interview politique brève où les questions intrusives sont structurées quasi exclusivement par des médiations énonciatives, c'est, selon A. Nowakowska et J. Bres, dû à la recherche de spectacle et au dévoilement du mensonge, plus qu'au souci d'accomplir une mission civique. Dans une même lignée, l'approche lexicométrique de P.-O. Dupuy et P. Marchand des cinq derniers débats de l'entre-deux-tours, indique que l'évolution chronologique des discours politiques révèle une perte des idéologies politiques au profit des convictions individuelles des duellistes: «la montée du vedettariat et de la peoplisation politique (...) modifie les discours électoraux, dans lesquels il ne s'agit pas tant de vendre un projet ou programme politique que de vendre un personnage et une sensibilité personnelle» (p. 140). Bien que ces ajustements médiatiques répondent à une logique marchande qui fonctionne, ils posent problèmes du point de vue des conditions dans lesquelles a lieu le débat public et *a fortiori* des conditions dans lesquelles peut se déployer un espace public citoyen. Cet enjeu primordial qui apparaît en creux dans les réflexions présentées, est soulevé de façon plus précise dans la belle analyse des formules «choc des civilisations» et «Kampf der Kulturen» de I. Hekmat. Cependant, c'est dans l'étude des cadres de participation de la discussion publique de A. Bovet et F. Malbois que le questionnement est le plus abouti. Par l'analyse d'un cadre strict et d'un cadre plus souple, les auteurs montrent que les deux émissions «présupposent en même temps qu'elles accomplissent une configuration extrêmement rigide de l'*espace politique*» (p. 54) qui n'est jamais problématisé par les participants.

Finalement, les apports de cet ouvrage, malgré leur diversité, débouchent sur des enjeux fort similaires, notamment démocratiques, qui sont, de façon assez regrettable, peu visibles. En effet, c'est bel et bien la citoyenneté qui se joue au travers des pratiques médiatiques analysées ici – une citoyenneté qui semble, de manière inquiétante, se déliter quand les médias s'appuient uniquement sur la mise en scène dans le but avéré de «fidéliser des audiences de consommateurs» (p. 8). Une montée en généralité future de ces préoccupations transversales devrait être de rigueur, afin de mieux les mettre en valeur et aboutir à des réflexions innovantes. En définitive, voici un *premier* pas vers une mise en commun interdisciplinaire qui promet d'être fructueuse.

Marine Kneubühler
Institut des sciences sociales
Université de Lausanne
1015 Lausanne, Suisse
marine.kneubuhler@unil.ch

Moeschler, Olivier: Cinéma suisse. Une politique culturelle en action: l'État, les professionnels, les publics. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes («Le savoir suisse»). 2011. 144 p.

Le titre de l'ouvrage d'O. Moeschler annonce d'emblée son objectif: retracer la politique suisse du cinéma, de ses origines, dans les années 1930, à nos jours, en suivant l'évolution du «triangle infernal» entre les instances fédérales, les professionnels du cinéma et le public. En effet, alors que la politique culturelle relève de la compétence des cantons, la politique du cinéma, gérée depuis ses débuts par la Confédération, constitue une exception. Dans ce court livre clair et agréable à lire, qui prolonge son travail de thèse sur le «Nouveau cinéma suisse», l'auteur cherche donc à expliquer l'évolution de la politique du cinéma en Suisse en étudiant les liens entre ses acteurs. Pour ce faire, il mobilise des auteurs comme N. Elias, dont il reprend le concept de «configuration», ou B. Latour, référence plus novatrice en sociologie de la culture.

Plusieurs axes de tension traversent cet espace des acteurs et peuvent être vus comme autant de clés de lecture du livre. La plus grande interrogation est celle de la

nature du cinéma – s'agit-il d'une industrie ou d'un art (ou des deux, comme le suggérait A. Malraux, feu ministre de la culture de la France) ? Selon la définition choisie, une éventuelle intervention étatique dans le secteur ne poursuit pas le même but : ou elle soutient le bon fonctionnement du marché, ou elle protège une partie de la production à la fois de ce marché et des contraintes de la demande du public. En Suisse, ce débat entre *Filmwirtschaft* et *Filmkultur* voit la balance des forces se modifier dans le temps, le pendule allant tantôt dans un sens, tantôt dans l'autre.

Liée à cette première question, se pose aussi celle de la représentation des intérêts des professionnels du cinéma. Différents groupements et associations, défendant tous une certaine vision du cinéma et du rôle de l'État, ont été fondés ou dissous au fil du temps. Ces acteurs collectifs, nouveaux ou plus anciens, en quête de légitimité et d'influence, s'allient ou s'opposent en fonction de leurs affinités, ce qui modifié l'équilibre du champ.

Enfin, il y a également des tensions ancrées dans les territoires, les langues et les espaces. Par exemple, l'espace des entreprises et infrastructures de production a toujours été polarisé, et la Suisse n'a jamais été un marché cinématographique unifié. Ces séparations sont anciennes et persistent, notamment le «Röstigraben» entre Alémaniques et Romands, comme le montre bien la réussite souvent relative des succès alémaniques en Suisse romande, depuis *Uli le Valet de ferme* à *Charlie, le film !* Les liens avec l'étranger sont aussi sujet à débats et changent dans le temps : des ambitions d'ouverture internationale, par l'exportation du cinéma suisse, alternent avec des volontés de protectionnisme et de recentrage sur soi.

Moeschler développe son analyse en cinq chapitres chronologiques, précédés par une introduction plus théorique et suivis d'une conclusion synthétique, chaque chapitre étant nommé d'après le rôle idéal-typique incarné par l'État dans le cinéma à cette époque.

Alors que le cinéma suisse connait son premier âge d'or pendant la Seconde Guerre mondiale, avec le succès des films patriotiques produits par des sociétés zurichoises, l'État voit en lui un moyen de contribuer à la défense spirituelle. Mais ces premiers pas de la Confédération dans le domaine du cinéma restent hésitants : il s'agit d'un « État spectateur » qui se limite à une censure militaire des films. En effet, les puissants de la branche jugent toute aide financière trop contraignante.

Après la guerre suivent quelques faux départs, car les studios et les producteurs des films de fiction freinent et se révoltent contre toute intervention étatique. « L'État négociateur » parvient néanmoins à faire accepter en votation populaire l'article sur le Film dans la constitution fédérale en 1958, et la loi sur le cinéma entre en vigueur en 1963.

Cette loi a profondément rénové l'architecture institutionnelle en créant divers commissions, comités, une section cinéma au sein du département de l'intérieur et des dispositifs non automatiques d'aide financière, notamment des primes à la qualité. Sollicité par différents intérêts et différents groupes représentant différentes visions du cinéma suisse (commercial, artistique, éducatif…), « l'État arbitre » tranche et finit par soutenir le cinéma d'auteur naissant. Cela s'explique largement par la mobilisation des réalisateurs du nouveau cinéma suisse, qui deviennent les interlocuteurs privilégiés de l'État et réussissent à infléchir la politique du cinéma dans leur sens, changement qui est reflété par la révision de la loi sur le cinéma en 1970.

C'est ainsi « l'État mécène » qui tourne à plein régime dans les années 1970 et 1980, accompagnant un deuxième âge d'or du cinéma suisse avec des cinéastes et des films au rayonnement international et souvent critiques de la société helvétique. Le modèle du cinéma qui mérite d'être soutenu a changé : ce n'est plus le producteur-artisan qui se trouve au centre du système, mais le réalisateur-artiste, dont l'œuvre doit être protégée du marché, et donc soutenue indépendamment de son éventuel succès public.

Après plusieurs tentatives avortées, des dispositifs d'aide automatique sont mis en

place dans les années 1990. Ces financements sont attribués sans critère ou jugement de qualité, et dépendent du nombre d'entrées réalisées. Il y a donc une réorientation complète du système et de ses objectifs: Il faut soutenir les films qui plaisent au grand public, à la fois en aval (par l'aide automatique) et en amont: «l'État opérateur» intervient dorénavant sur le contenu même des films. On revient donc au modèle du cinéma des producteurs et du cinéma comme industrie.

Cette dernière période montre aussi un changement de l'image du public, dorénavant considéré comme ultime instance de jugement d'un film. Cette mutation crée un nouveau besoin de connaissances sur les spectateurs, souvent acquises par des enquêtes sociologiques. Moeschler lui-même a été l'auteur d'une étude pour l'Office fédéral de la Culture et en explique lucidement les tenants et aboutissants, soulevant ainsi la question potentiellement épineuse du rôle du sociologue dans les politiques culturelles.

L'intérêt de cet ouvrage réside indubitablement dans l'inclusion des œuvres et des acteurs, tant collectifs qu'individuels, ainsi que dans son traitement synthétique d'un matériau important et diversifié (archives publiques et privées, entretiens, presse spécialisée et généraliste). On pourrait regretter la concentration exclusive sur le niveau fédéral, aux dépens d'une prise en compte des cantons et des communes ou d'une comparaison internationale, ou encore la relative absence des aspects techniques et technologiques du cinéma, qui participent intégralement de ce monde de l'art et dont les enjeux peuvent également s'avérer politiques. Mais l'analyse que propose Moeschler de l'histoire du cinéma suisse, de ses échecs et de ses succès, reste hautement pertinente, car elle nous amène à porter un regard plus attentif sur la politique du cinéma actuelle, en connaissance de cause.

Lisa Marx
Département de science politique
et relations internationales
Université de Genève
1211 Genève 4, Suisse
lisa.marx@unige.ch

Perrenoud, Marc: Les musicos. Enquête sur des musiciens ordinaires. Paris: Éditions La Découverte. 2007. 324 p.

Voici le produit fascinant issu d'une thèse de doctorat soutenue à l'EHESS par l'anthropologue, sociologue et musicien Marc Perrenoud: une enquête ethnographique auprès de ce qu'il appelle des «musiciens ordinaires», à l'opposé des vedettes. Spécialiste des pratiques musicales, du travail artistique ou encore du travail indépendant, l'auteur nous laisse accompagner ces «musicos» – en reprenant ce terme endogène – et monter sur des scènes toulousaines, entrer dans les coulisses, les studios et les lieux de répétition afin de mieux connaître ce milieu demeuré jusque-là largement à l'ombre des regards externes.

Le plus grand atout de l'étude est la position «indigène» de Perrenoud en tant que musicien. Car, si tout chercheur peut réaliser des séances d'observation ou des rencontres informelles avec ces musiciens instrumentistes, l'activité de musicien et les connaissances musicales de Perrenoud nous fournissent, en plus, des descriptions subtiles qu'une position extérieure, aussi impliquée se voudrait-elle, ne pourrait jamais éclaircir. Mais, avoue l'auteur, une telle position «double» présente aussi des complexités. Il évoque la difficulté de tracer la ligne entre le récit et le militantisme, et d'équilibrer son engagement en tant que bassiste et sa distanciation en tant que chercheur. À cela s'ajoute la question de comment livrer une étude ethnographique approfondie tout en évitant de dévoiler ou

de « dénoncer » l'*illusio* et, donc, de « casser le jeu » pour les musiciens.

L'ouvrage est structuré selon l'avancement dans le métier de musicos, suivant une « chronologie archétypique qui va de l'apprentissage de la pratique d'un instrument par le débutant aux différentes orientations possibles que les musicos peuvent donner à leur carrière dans le but de la pérenniser » (p. 13). Ce faisant, l'auteur problématise non seulement l'opposition entre « amateur » et « professionnel », mais aussi entre l'amateur devenu professionnel qui exerce la musique comme métier (le musicos), et le professionnel de la musique classique, mû dès le plus jeune âge par une « rationalité professionnelle » visant à devenir musicien. Ainsi, le musicos est professionnel pour autant qu'il puisse gagner sa vie avec la musique.

Dès les premières pages, l'auteur définit les musicos comme des gens qui « ne font que ça » : de la musique. Mais les multiples exemples de musicos qui « ne font pas que ça », y compris lui-même, ainsi que la discussion à la fin de l'ouvrage autour de leur pluriactivité, me laissent, sinon perplexe, du moins obligée d'interpréter l'idée de « ne faire que ça » comme un idéal à atteindre – pouvoir gagner sa vie uniquement avec la musique. Entretemps, les musicos se retrouvent souvent dans les allers-retours d'une pluriactivité instable.

L'avancement dans la carrière de musicien ordinaire commence par un premier passage obligé pour tout musicos : l'appropriation de la musique et la formation d'un goût. C'est le temps d'être fan et passionné par la musique, d'être « musiqué » et d'essayer de jouer d'un instrument, souvent avec l'aide des amis, en imitant ses idoles. Selon l'auteur, c'est aussi l'étape dont sont privés les musiciens « classiques ». Cette première étape révèle déjà des différences profondes entre les futurs musiciens « ordinaires » et « classiques », car « les musiciens qui peuplent les orchestres symphoniques ont souvent appris la technique de leur instrument dès l'enfance, sans avoir eu le temps de développer un goût préalable pour tel compositeur ou interprète », alors qu'« on n'est jamais musicos sans avoir été "fan" » (p. 17). Cette différence de trajectoire tôt dans la carrière devient un élément de définition de ces deux figures et suggère, me semble-t-il, qu'une frontière infranchissable les sépare : le musicos ne deviendra jamais musicien classique, ou inversement. En effet, débuter le métier en étant d'abord fan et passionné donne au musicos un degré très élevé d'authenticité artistique, car exerçant le métier par amour pour la musique et non par commodité de la maîtrise d'une technique uniquement. Le musicos « musiqué », dit Perrenoud, est comme un chamane en transe : sincèrement emporté.

Vient ensuite l'étape où l'on se met avec d'autres passionnés pour répéter et « musiquer » (*faire* de la musique). C'est le passage « de la réception active à la production discrète » (p. 93). Ayant commencé à apprendre à jouer selon une logique de "*do it yourself*", en « se débrouillant », le musicos se différencie, là aussi, du musicien classique qui aurait suivi un apprentissage plus scolarisé et professionnalisant. Mais, au final, l'amateurisme ne fait pas du musicos un plus « mauvais » musicien : il peut aussi être virtuose et parfaitement maîtriser son instrument, son état « musiqué » n'étant alors qu'une valeur ajoutée à sa musique.

La troisième phase rompt avec la musique comme activité de loisir uniquement par le franchissement de ce seuil d'entrée dans le métier : jouer devant un public. Ici, l'intérêt principal est le gain financier, car il y a un « ratio négatif des coûts et des profits (ou des répétitions et des concerts) » (p. 80). Une deuxième motivation est d'exister socialement en tant que musicien, impossible sans une visibilité publique et une exposition aux jugements. Perrenoud développe ici une typologie raffinée des situations de jeu, distinguant trois dispositifs qui déterminent le rapport entre le musicien, son public et son employeur, les attentes de chacun, le genre de musique à jouer, etc. Ainsi, le concert est le lieu par excellence où le musicos peut musiquer et être artiste « souverain » devant un « public total ». À l'opposé, l'animation anonyme

dans un restaurant ou lors d'une cérémonie donne au musicos un statut d'« auxiliaire » du fait qu'il ne joue que pour accompagner son employeur devant un « non-public ». À mi-chemin se trouve l'*entertainment*: le « partenariat » entre le musicos et son employeur ainsi que son « public partiel » dans des bars, par exemple. Bien que certains musicos alternent constamment entre ces trois dispositifs, d'autres se spécialisent dans une situation précise.

Le jeu en public est suivi, ou plus souvent accompagné, par la phase de l'enregistrement. Enfin, les deux derniers stades sont étroitement liés. Il s'agit d'abord de tourner: multiplier les dates ou, tout simplement, travailler régulièrement. Cela, à son tour, permet de durer dans l'espace social musical. Pour durer, les musicos ont surtout besoin de contacts personnels, car « plus on dure, plus on a de chances de durer » (p. 268). Sinon, il faut s'adapter à une pluriactivité. Dans la musique, cela implique savoir jouer dans différents genres et situations de jeu. Mais la pluriactivité peut aussi supposer l'exercice d'un autre métier – d'appui à la musique ou inversement, lié ou non à la musique. Ce métier peut exiger du musicos une resocialisation et l'adoption de valeurs parfois incompatibles avec celles d'un artiste souverain.

Malheureusement, cet ouvrage n'aborde pas la question de ce que signifient, après tout, un groupe de musique et son nom. Car, quand il s'agit du remplacement (temporaire ou définitif) d'un membre, voire d'un instrument, le groupe change de *line-up*, mais pas de nom. En effet, un exemple anecdotique donné par Perrenoud suggère que c'est le répertoire qui prend le dessus et dicte des changements de nom et le choix de membres et d'instruments. C'est l'exemple d'un groupe qui, sans changer de membres, modifie son nom pour une soirée, car son répertoire change du jazz aux *jingles*.

Au fond, l'ouvrage est rédigé dans un style léger: amusant quand il s'agit des expériences des débutants, et sérieux dès qu'on suit les plus professionnels, avec de captivantes descriptions des séances d'improvisation. Lire ce livre, c'est comme entendre à la fois un ami musicien raconter des anecdotes et un chercheur éclaircir les structures et dynamiques sociales du monde musical. Chaque lecteur non indifférent à la musique s'y retrouvera sans doute, étant ou non « musiqué » ou « musiquant ».

Nuné Nikoghosyan
Département de sociologie
Université de Genève
1211 Genève 4, Suisse
nikogho7@etu.unige.ch

Ducret, André (éd.): À quoi servent les artistes? Zurich/Genève: Seismo. 2011. 188 p.

André Ducret est un des représentants majeurs de la sociologie des arts en Suisse. Depuis des années il réunit autour de lui dans les séminaires qu'il encadre à l'Université de Genève une bonne part de ce que la Romandie compte comme jeunes chercheurs et chercheuses dans ce domaine de spécialité. Parfaitement inséré dans les réseaux de recherche internationaux, il entretient en outre des échanges nourris avec des acteurs importants des mondes de l'art et de la culture en Suisse, et c'est de cette richesse et de cette diversité de points de vue que témoigne *À quoi servent les artistes*. Fruit d'un long travail de confrontation et de mise en commun des objets, des terrains, des questions et des problématiques, l'ouvrage collectif dont Ducret a dirigé l'édition regroupe les contributions d'une dizaine de co-auteur.e.s: doctorant.e.s et post-doc, sociologues confirmé.e.s et même références internationales se croisent dans les pages de cet ouvrage passionnant qui pose la question de l'inscription sociale des artistes en laissant grand ouvert le champ des approches possibles.

Pour cette recension, forcément limitée dans son format, on prendra le parti de distinguer quatre grands types de mise en perspective de la question de départ, et l'on

présentera les textes selon quatre grandes orientations thématiques: réflexivité sociologique, histoire sociale, politique culturelle et marges des mondes de l'art.

Les contributions dont la réflexivité constitue le principal ressort ouvrent et ferment l'ouvrage respectivement avec un texte d'A. Ducret et un article de D. Vander Gucht (Université Libre de Bruxelles). En se demandant «A quoi bon des sociologues de l'art?», Ducret revient sur les rapports entre art et sociologie et montre à quel point ils ont évolué au cours des trente dernières années. Alors que Bourdieu n'a cessé de professer l'incompatibilité entre le désenchantement sociologique et l'*illusio* reposant sur l'idéologie charismatique dans le champ artistique, Ducret montre combien les temps ont changé, combien la sociologie de l'art est aujourd'hui largement invitée à la table des acteurs majeurs des mondes de l'art, en particulier de l'art contemporain alors qu'elle a encore du mal à assumer ce passage d'une position d'observateur à un rôle de protagoniste. C'est bien le texte de Vander Gucht, en fin de volume, qui revient sur cette imbrication toujours plus forte des discours de l'art et sur l'art. Avec «Comment libérer les artistes libres?», il montre à quel point discours d'artistes, de critiques, de sociologues et d'historiens de l'art se trouvent encastrés dans des processus de qualification et disqualification. Il expose les difficultés du discours sociologique à se saisir de l'art contemporain autrement que par la caricature alors, pourrait-on ajouter, que l'art contemporain n'hésite pas à faire feu de tout bois, y compris sociologique.

Certaines contributions s'appuient principalement sur une analyse socio-historique pour aborder l'inscription sociale de la figure de l'artiste. C'est notamment le cas du texte de N. Heinich «À quoi servent les créateurs? L'art et le compromis démocratique». Même si le texte est extrait d'un ouvrage paru en 2005[1] sa présence témoigne de l'étroitesse des liens entre sociologues de l'art des bords de la Seine aux berges du Léman. Heinich est aujourd'hui une des figures majeures de la sociologie de l'art et sa contribution constitue un concentré de ses travaux sur l'inscription sociale des artistes du 19e siècle à nos jours. En une quinzaine de pages elle revient sur la question de cette identité d'artiste à construire pour soi, pour autrui, avec autrui, et montre combien le contenu et les «valeurs» associés à cette figure sociale ont évolué dans leurs modalité et leur degré d'intégration sociale. Aujourd'hui, on le sait par ailleurs grâce à Boltanski et Chiapello[2] (cités par Heinich), il s'agit bien de fonder l'inégalité en justice dans un système capitaliste ayant digéré la critique artiste. Suivant elles aussi une orientation socio-historique, les deux contributions de J. Meizoz («Postures d'auteur et création») et de Dario Gamboni («À quoi servent les artistes? Une réponse de Paul Valéry (1894–1930) et son actualité») prennent néanmoins une forme moins familière au sociologue puisqu'elles émanent respectivement d'un spécialiste des lettres et d'un historien de l'art. Dans un cas comme dans l'autre, on est frappé par la capacité des auteurs à parler des œuvres, voire à les montrer, sans pour autant renoncer à l'énonciation d'un discours interprétatif parfaitement à même de renseigner la problématique sociologique.

Trois contributions à l'ouvrage collectif relèvent principalement de l'analyse sociologique des politiques culturelles, essentiellement en terrain suisse. Il s'agit des textes d'A. Davier, M. Dubey et O. Moeschler. On connaît bien les travaux de ce dernier, qui vient de publier un ouvrage de synthèse sur le cinéma suisse[3]. Dans sa contribution «À quoi servent les cinéastes? Le Nouveau cinéma suisse, l'Etat et l'invention de l'auteur de cinéma», Moeschler démonte avec une extrême précision les mécanismes politiques,

1 Heinich, Nathalie. 2005. *L'élite artiste. Excellence et singularité en régime démocratique.* Paris: Gallimard.

2 Boltanski, Luc et Eve Chiapello. 1999. *Le nouvel esprit du capitalisme.* Paris: Gallimard.

3 Moeschler, Olivier. 2011. Cinéma suisse. *Une politique culturelle en action: l'Etat, les professionnels, les publics.* Lausanne: PPUR.

économiques et sociaux qui ont permis, au cours des années 1960–70, l'avènement d'un cinéma d'auteur en Suisse (représenté par des figures emblématiques parmi lesquelles A. Tanner est la plus célèbre) : stratégies d'insertion des réalisateurs dans un système de subvention, politique d'évaluation des œuvres par les subventionneurs, rapport au public, au « cinéma commercial » – rien n'est laissé dans l'ombre. Le même souci d'analyse des rapports entre art et institutions habite les textes de Dubey et Davier, et l'on y retrouve en bonne place la fondation de droit public *Pro Helvetia* protagoniste majeure de la politique culturelle en Suisse.

Enfin, deux auteures ont abordé la question de l'inscription sociale des artistes par les marges des mondes de l'art. Ainsi V. Rolle (UNIL) a repris des éléments de l'excellente enquête de terrain qu'elle a menée dans le cadre de son doctorat portant sur des tatoueurs en Suisse et en France. La sociologue montre ainsi à quel point le processus en cours de professionnalisation, d'une part, et de reconnaissance artistique, d'autre part, est difficile à tenir pour cet espace social et ces pratiques qui, jusqu'aux années 1980, étaient avant tout associés à la déviance et au sous-prolétariat. H. Schibler a quant à elle choisi de s'intéresser aux usages artistiques de la « photographie vernaculaire », ces clichés du quotidien étrangers au monde de l'art (photo d'identité, souvenir de vacance ou imagerie médicale). Elle montre combien l'établissement et le maintien d'une frontière avec la photographie d'art est délicat et constitue un enjeu majeur, avant de s'intéresser à la « mise en œuvre » de cette photographie vernaculaire, son intégration par les mondes de l'art. Ces deux contributions sont là encore passionnantes, même si l'on peut regretter que la notion « d'artification »[4], que l'on doit à Heinich et R. Shapiro, n'ait pas été mobilisée pour chacun des deux cas exposés.

L'hétérogénéité est à la fois la faiblesse et la force de la plupart des ouvrages collectifs. Si l'on pourrait parfois regretter le manque de cohésion voire d'une parfaite cohérence entre des contributions si différentes et dont certaines semblent parfois très éloignées de la question annoncée par le titre de l'ouvrage, on préfèrera saluer ici cette diversité d'approches. En effet, au prisme de la sociologie de l'art, ces dix contributions souvent brillantes et servies tant par une grande érudition que par une vraie qualité d'écriture témoignent de la vigueur de la sociologie des arts et de la culture en Suisse et notamment de la qualité de la relève académique dans ce domaine.

Marc Perrenoud
Institut des sciences sociales
Université de Lausanne
1015 Lausanne, Suisse
marc.perrenoud@unil.ch

Audier, Serge : Néo-libéralisme(s). Une archéologie intellectuelle. Paris : Grasset. 2012. 631 p.

Le terme « néo-libéral » évoque de nos jours des courants de pensée plus variés qu'on ne pourrait l'imaginer. Leur dénominateur commun est néanmoins l'aversion pour toute forme d'interventionnisme étatique, fût-il de type keynésien. Il en résulte des politiques d'austérité cruelle dont le coût social est douloureux. Ce néo-libéralisme est-il l'héritier du libéralisme classique ? Pour Chomsky, que cite Audier, il en constitue plutôt la négation. Le libéralisme keynésien comptait la liberté du travailleur et celle du consommateur parmi ses instruments d'analyse. La dérégulation économique préconisée actuellement nous ramène à une conception pré-durkheimienne de la vie sociale. Elle favorise avant tout la

4 « J'entends par ‹ artification › l'ensemble des processus (cognitifs, sémantiques, institutionnels, juridiques, économiques, perceptifs, etc.) aboutissant à faire franchir à un objet (œuvre) ou à une catégorie de personnes (artistes) la frontière entre non-art et art. » Heinich, Nathalie. 2008. La signature comme indicateur d'artification. *Sociétés & Représentations.* 25 : 97–106.

liberté de l'entreprise privée, au prix de l'acceptation de maux sociaux qu'on croyait d'un autre temps. Plusieurs grilles d'analyse de la nébuleuse néo-libérale coexistent et révèlent des points de vue différents. Serge Audier en distingue quatre (pp. 17 et sv).

Il y a tout d'abord une approche post-marxiste, avec David Harvey et Naomi Klein, qualifiant le néo-libéralisme d'*ultra-libéralisme guerrier*. Dans cette optique, le culte de la liberté individuelle recouvre une idéologie de classe s'imposant au besoin par la force et la violence. Les choix stratégiques des États-Unis coïncident systématiquement avec une politique économique de privatisation et d'ouverture au marché. Il ne s'agit pas d'un « laissez faire ». Le rôle de l'État est de créer un climat favorable aux affaires. Il en résulte un renforcement des inégalités sociales et une concentration de la richesse au sein d'une petite minorité de la population. Un modèle interprétatif *foucaldien* se dégage des cours donnés par Michel Foucault au Collège de France dans les années 1970. Pour Foucault, l'essentiel du projet néo-libéral consiste à projeter les principes formels de l'économie de marché sur l'exercice du pouvoir politique. Le jeu de la concurrence offre un principe régulateur à toutes les relations sociales. Citoyens et usagers deviennent les clients de services soumis à une dynamique concurrentielle. Dans le monde de l'entreprise, les rapports collectifs entre capital et travail sont « décontractualisés » au profit d'une juxtaposition « d'atomes d'intérêt individuel ». Il y a ainsi une « conduite des conduites » où l'*homo oeconomicus* n'est plus, comme chez Adam Smith, le partenaire d'une relation d'échange mais un véritable « entrepreneur de lui-même » guidé insidieusement vers des choix présentés comme libres. Une vingtaine d'années plus tard, se développe une grille d'analyse *bourdieusienne*. C'est le Bourdieu de *La Misère du monde* qui entre en lice et dénonce vigoureusement l'utopie de la dérégulation généralisée, typique d'une époque de restauration conservatrice. Amplifiant la critique durkheimienne de l'économisme, il voit dans le discours économique dominant la justification théorique d'un programme néo-libéral de sape des institutions assurant la pérennité du lien social. Une telle identification de la pensée économique avec les conceptions néo-libérales est fondée sur une conception étroite de la rationalité réduite à une forme de rationalité individuelle. Cette confusion de pensée, plaçant la science économique au service d'une véritable politique de classe, s'interprète dans le cadre de la théorie bourdieusienne du champ. Le champ des économistes est faiblement autonome par rapport aux forces extérieures qui pèsent sur leur discipline. La quatrième grille interprétative signalée par Audier est proprement *individualiste* et présente la *contestation soixante-huitarde* comme la matrice du néo-libéralisme actuel. Dans les analyses de ce type, le néo-libéralisme apparaît comme une doctrine anti-étatique de laissez-faire absolu. C'est l'expression idéologique d'une société dont le tissu social se désagrège. Dans son pamphlet anti-68, Régis Debray conteste que le libéralisme économique soit lié au conservatisme social. Le slogan « changer la vie », souvent associé au mouvement libertaire et hédoniste des années 1960, peut tout aussi bien s'appliquer à la liberté exigée par le capitalisme contemporain.

Les quatre schémas interprétatifs esquissés ici privilégient l'image d'une doctrine néo-libérale homogène. Pour y voir plus clair, l'auteur se livre, avec une érudition impressionnante, à une histoire intellectuelle des débats d'idées qui aboutirent au néo-libéralisme tel que nous le connaissons aujourd'hui. Une première étape constitutive est le *Colloque Lippmann* – du nom de l'influent journaliste américain Walter Lippmann, proche du *New Deal* de Franklin Roosevelt – qui, en 1938, a réuni les grands noms du libéralisme économique de l'époque. Il s'agissait avant tout de préserver une certaine idée de la démocratie libérale dans le contexte de la montée des régimes autoritaires et totalitaires (pp. 152–157). Mais en tant que « constituante du néo-libéralisme », le colloque est traversé de lignes de clivage. Il n'y a guère d'accord sur les causes de la grande crise de 1929 ou sur le

rôle à attribuer à l'État. Certains participants – Marjolin, Marlio, Polanyi – sont persuadés que la crise du libéralisme est grave et qu'une refonte s'impose. D'autres – Von Mises, Von Hayek, Rueff – s'orientent davantage vers la défense du libéralisme classique. Le compromis final, sous forme d'un « agenda du libéralisme » formulé par Walter Lippmann, propose un libéralisme adapté aux exigences de l'heure. Le mécanisme des prix reste essentiel mais l'État se voit attribuer des responsabilités nouvelles. Il lui incombe de définir le régime juridique propice « au libre développement des activités économiques ». Une partie du revenu national peut être prélevée à des fins collectives : financement des assurances sociales, des services sociaux, de l'enseignement et de la recherche.

En 1947, à l'initiative de Hayek et de Röpke, fut fondée près de Vevey la *Société du Mont Pèlerin* regroupant les adversaires de toute forme d'intervention étatique en matière économique (pp. 191–194). Plus encore que le Colloque Lippmann, l'événement se situait à contre-courant des tendances dominantes de l'époque qui allaient dans le sens de la création ou du renforcement de l'État-providence. On a pu dire un moment, sur le mode ironique, que la quarantaine de participants regroupait les derniers survivants du libéralisme économique. Ne leur ménageant pas ses sarcasmes, Joseph Schumpeter, dont l'ouvrage *Capitalisme, socialisme et démocratie* faisait alors autorité, annonçait l'autodestruction du capitalisme et l'avènement du socialisme. Dix ans plus tard, à l'occasion du colloque organisé à Ostende par le centre d'études du Parti libéral belge (pp. 180–190), les figures de proue de la Société du Mont Pèlerin apparaissaient comme les intégristes d'un paléo-libéralisme persistant de façon peu réaliste à n'admettre aucune forme d'intervention gouvernementale. À l'inverse, les néo-libéraux, ou « libéraux critiques », jugeaient des interventions de la puissance publique acceptables pour autant qu'elles soient compatibles avec le mécanisme des prix et qu'elles soient financées par des prélèvements fiscaux raisonnables, dans le cadre d'un budget en équilibre.

Lorsque prirent fin les Trente Glorieuses, la Société du Mont Pèlerin sortit de son statut marginal. C'est alors que se produisit le grand tournant qui devait conduire à la contre-révolution libérale se traduisant par le thatchérisme en Grande-Bretagne et le reaganisme aux Etats-Unis. L'anathème fut jeté sur les formes de régulation économique d'inspiration keynésienne. Selon Karl Popper, autre membre fondateur de la Société du Mont Pélerin, le rôle historique de ce cénacle fut de mettre fin à « l'autorité prépondérante de John Meynard Keynes et son école ». À cet égard, l'influence croissante de Hayek fut notable (pp. 215–223). Dès les années 1930, il s'éleva contre l'idée d'une conciliation possible du socialisme et de la liberté. Pour lui, communisme et nazisme avaient en commun la volonté d'attribuer à l'État un rôle d'organisation de la vie économique. Promouvoir le libéralisme économique c'était donc se prémunir contre les tendances autoritaires nécessairement associées aux politiques d'intervention dans l'économie de marché. C'est l'argumentation développée dans son ouvrage *The Road to Serfdom* (1944), traduit en français sous le titre *La Route de la servitude* en 1985.

Au terme d'une quête archéologique dans les strates successives de la pensée libérale, l'auteur ébauche une classification des principales variétés de néo-libéralisme : l'école autrichienne (Mises, Hayek) tend vers le libéralisme absolu, l'école de Chicago (Milton Friedman, Gary Becker) s'inscrit plus directement dans le contexte de la globalisation, l'ordo-libéralisme allemand (Rüstow, Röpke) a débouché sur l'économie sociale de marché, créditée du « miracle économique allemand » de l'après-guerre, l'anarcho-capitalisme des libertariens américains (Murray Rothbard, David Friedman) défend en toute chose une vision anti-étatiste radicale. Pour conclure, Serge Audier hésite visiblement – mais comment n'hésiterait-on pas ? – entre le diagnostic très sombre des *Économistes atterrés* et les stratégies de

défense du marché libre, postérieures à la crise financière de 2007–2008. Bien qu'il se défende de vouloir présenter une synthèse nouvelle des grilles d'analyse de la pensée néo-libérale, Audier nous aide à amorcer une telle synthèse. Entre les approches de Foucault et de Bourdieu d'une part, le schéma interprétatif anti-68 d'autre part, le lien peut être établi par l'intermédiaire d'un *habitus* libertaire diffus, stimulant une conception hyper-individualiste de la vie en société. Le phénomène massif de l'exploitation capitaliste a fait place au harcèlement ainsi qu'aux réactions de stress et de burnout.

Jacques Coenen-Huther
Département de sociologie
Université de Genève
1211 Genève 4, Suisse
jacques.coenen-huther@bluewin.ch

Seismo

www.seismoverlag.ch/info@seismoverlag.ch
www.editions-seismo.ch/info@editions-seismo.ch

D i f f e r e n z e n

Monica Budowski, Michael Nollert (Hrsg.)
Private Macht im Wohlfahrtsstaat: Akteure und Institutionen

176 Seiten
SFr. 38.–
Euro 29.–

Wohlfahrtsstaaten sind Ergebnis und Garanten privater Macht. «Private Macht» verstanden als die Fähigkeit nichtstaatlicher Akteure, ihren Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen, finden sich in verschiedenen Lebensbereichen, sei es am Arbeitsplatz, bei Rechtsstreitigkeiten, in der Politik oder in der Familie. Über private Macht verfügen jedoch nicht nur Menschen, sondern auch Organisationen (Unternehmen, Verbände) und die Massenmedien. Dabei verdeutlichen allen voran Analysen sozialer Ungleichheiten, dass private Machtverhältnisse sich in der Verteilung von Lebenschancen und Privilegien niederschlagen. Seit einigen Dekaden gewinnt zudem die Forderung nach einer Verstärkung privater Macht konkretisiert in der Privatisierung öffentlicher Aufgabenbereiche an Resonanz. Der vorliegende Sammelband bietet Beiträge zur Macht von Organisationen, der Legitimität und Semantik des Machtbegriffs und zur Expansion von Wohlfahrtsmärkten und privater Sozialleistungen.

Monica Budowski, Michael Nollert, Christopher Young (Hrsg.)
Delinquenz und Bestrafung
Diskurse, Institutionen und Strukturen

216 Seiten
SFr. 38.–
Euro 29.–

Spätestens seit den 1990er-Jahren wird von individualistischen Kriminalitätstheorien, die den Menschen als rationalen Akteur konzipieren, behauptet, nicht delinquent werde, wem keine Gelegenheit dazu geboten würde, und wenn die Tat gemessen an der möglichen Bestrafung mehr Kosten als Nutzen verspreche. Entsprechend finden heute vor allem Stimmen Gehör, die nach US-amerikanischem Vorbild schärfere Strafen, mehr polizeilichen Schutz und Überwachung sowie mehr Kontrolle öffentlicher Räume fordern.
Dieser Sammelband bietet einen Überblick über aktuelle sozialwissenschaftliche und strafrechtliche Aspekte des Zusammenhangs zwischen Delinquenz, Bestrafung, Sozialarbeit und Sozialpolitik. Ausgehend von Perspektiven auf spezifische Delinquenztypen werden die normativen Grundlagen der Bestrafung, der gesellschaftliche Umgang mit TäterInnen und Opfern sowie Chancen und Grenzen präventiver Massnahmen thematisiert.